

empor, nicht nur als ein Fels, auf den die Menschheit von neuem bauen kann, sondern als Weltanschauung, die von dem höchsten Ideal der Volks- und Weltzugehörigkeit getragen ist, das bisher die Menschenseele beschwingt hat.

Die Wirklichkeitsnähe, der Realismus des neuen Glaubens, beruht auf der Grundtatsache, daß alles vergebens ist, wofern nicht zunächst für die wirtschaftlichen Belange und die Erfüllung der Ansprüche an Gerechtigkeit bei den einzelnen Nationen gesorgt ist. Der neue Glaube anerkennt, daß die Führung der europäischen Angelegenheiten den Großmächten verbleiben muß und daß, materiell gesprochen, ein Viermächteblock der faschistischen Länder allein die Gewähr nicht nur für den Frieden in Europa, sondern auch für den in der ganzen Welt bietet, falls die Politik dieser Mächte sich auf vereinbarte, zu einer Synthese geeignete Ziele eint. Aber die bloß materiellen Belange genügen nicht. Es errichtet vielmehr auf der Grundtatsache einer bestehenden Interessengemeinschaft der Universalismus der faschistischen und nationalsozialistischen Länder das majestätische Gebäude einer neuen Weltanschauung, die dem Menschengest mit der feurigen Kraft einer neuen Religion gebietet.

Die Alte und die Neue Welt können nicht verschmelzen. Der Friede der Menschheit geht überall Hand in Hand mit der Auflösung der Alten Welt, und England wird kraft seiner materiellen Wucht und des ihm innewohnenden Kapitals an Führerqualitäten zur entscheidenden Kampfstätte zwischen alt und neu werden, wo über das Schicksal der Kultur der weißen Rasse entschieden wird. Groß ist die vom hohen Schicksal auf uns geladene Verantwortung. Wir kämpfen nicht nur für das Heil unseres geliebten Lands, sondern zugleich für die Befriedung der Menschheit.

COLIN ROSS:

Die Neuverteilung der Erde

Grundsätzliches zur Kolonialfrage

Es wird den Leser überraschen, in den nachfolgenden Ausführungen viele Berührungen und Entsprechungen zu den vorhergehenden von Sir Oswald Mosley zu finden. Trotzdem sind beide Arbeiten unabhängig voneinander entstanden; die von Colin Ross lag bereits bei uns, als die von Sir Mosley eintraf. Aber sollte nicht gerade die Übereinstimmung in den Ansichten des britischen Faschistenführers und des deutschen Weltbeobachters besonders ins Gewicht fallen?
Die Schrifteleitung.

Wir stehen vor einer Neuverteilung der Erde, einer Verschiebung des Schweregewichts der Kontinente und der Machtverhältnisse der Rassen, oder richtiger ausgedrückt: wir stehen bereits mitten drin, wenn auch auf den Globen und Atlanten von diesen grundlegenden Verschiebungen noch wenig in Erscheinung tritt.

Das bedeutet, daß jedes Volk, das seine wachsende Bevölkerung auf zu engem Raum zusammengedrängt sieht, das nach berechtigter Erweiterung seines Lebens-

raumes strebt, ja nur nach seiner Erhaltung, mit äußerster Aufmerksamkeit alle weltpolitischen Vorgänge auf der Erde verfolgen muß, selbst in ihren entlegensten Winkeln; denn heute ist die Welt wirklich zum Kosmos geworden, in dem alle Teile voneinander abhängig sind.

Es ist Eines, das Weltbild in Vergangenheit und Gegenwart gemäß den eigenen Wünschen zu formen, um daraus Berechtigung und Zuversicht für die eigene Zielsetzung und sein Zukunftswollen abzuleiten, und es ist ein Anderes, die realen Machtverhältnisse, mit denen man zu tun und sich eventuell zu messen hat, erst einmal so objektiv wie das überhaupt nur möglich ist, zu prüfen, um ein falsches Ansetzen der eigenen Kräfte zu vermeiden. Hier kann es sich zunächst nur um das letztere handeln. Wie sieht, kalt und klar betrachtet, die Welt aus, in die wir gestellt sind und in der wir um unsere Existenz kämpfen müssen. Kämpfen müssen wir so oder so, selbst wenn der blutige Kampf mit den Waffen uns zunächst erspart bleibt.

Bei dieser nüchternen Betrachtung des Weltbildes müssen wir von zwei Grundfaktoren ausgehen: Der eine ist der Niedergang des Ansehens und der Macht des weißen Mannes, der andere der Zusammenbruch der universalen Ideen. Auf beiden aber beruhte die europäische Vorherrschaft

Die Tragik Europas ist, daß seine führenden alten Kolonialmächte beides nicht sehen oder vielmehr nicht sehen wollen, daß sie ihre Herrschaft weiterführen, als ob beides noch bestünde. Sie blicken wie gebannt lediglich auf ihre möglichen europäischen Rivalen und die Ansprüche, die diese etwa machen könnten, ohne sich bewußt zu werden, daß sie diese sehr bald als Bundesgenossen gegen ihre gefährlicheren außereuropäischen Gegner brauchen werden.

Die Männer, die die europäischen Schlüsselpositionen innehaben, gehören insbesondere in England und Frankreich noch in zu hohem Maße der Vorkriegsgeneration an, die in dem Gefühl der unbedingten weißen Vorherrschaft aufgewachsen ist. Für uns ältere war die Erde „weiß“, und es bestand nicht der geringste Zweifel für uns, daß in naher Zukunft auch noch das letzte „farbige“ Land unter weiße Herrschaft geraten und selbstverständlich auch bleiben würde. Der Gedanke aber, daß ein „farbiges Volk“ einmal selber Ansprüche auf Kolonien machen könnte, wäre geradezu als absurd erschienen.

Daher erscheint die Kolonialfrage vielen heute noch lediglich als Ausgleich der Besitzansprüche europäischer Großmächte. In Wirklichkeit aber handelt es sich um eine Neuverteilung der Erde, eine zweite Völkerwanderung, bei der vor allem Asien sehr energisch seine Ansprüche anmelden wird oder vielmehr bereits anmeldet.

Kolonien sind eine Herrschaftsform, die für bestimmte Epochen bezeichnend ist. Ihr Charakteristikum ist, daß sie sich mit der Zeit vom Mutterland ablösen oder dagegen empören, falls es nicht gelingt, sie mit diesem zu einem „Imperium“

zu verschmelzen. So gingen die griechischen und später die spanischen Kolonien verloren, während die römischen mit dem Erobererstaat zu einer Einheit verschmolzen. England ging mit seinen amerikanischen Besitzungen den Weg Griechenlands und versuchte nach dem Abfall der 13 Kolonien mit seinen übrigen den Weg Roms zu gehen.

Wir Europäer von heute stehen trotz aller Rückschläge der letzten Zeit noch immer unter dem Eindruck der vier Jahrhunderte von 1500 bis 1900 mit ihrer märchenhaften Ausbreitung der weißen Herrschaft über die Erde. Wer Indien oder die amerikanischen Indianerkulturen kennt, für den ist es einfach unfaßbar, wie solch mächtigen Reiche und hochentwickelten Kulturen vor ein paar schlecht bewaffneten und mangelhaft ausgerüsteten Abenteurerbanden zusammenbrechen konnten. Und dieses unausgesetzte siegreiche Vordringen der Europäer über die Erde wird noch unverständlicher, wenn man sich klar macht, daß es unter ununterbrochenen Kämpfen der Europäer untereinander erfolgte. Während die Engländer Indien und Amerika eroberten, schlugen sie sich gleichzeitig mit den Franzosen herum. Die Spanier bekriegten die Portugiesen, diese wieder die Holländer, und eigentlich war es ein ständiger Krieg aller gegen alle, während die Welt der weißen Herrschaft unterworfen wurde.

Aber man darf auch nicht vergessen, daß schließlich infolge dieser Zwietracht ein großer Teil des Eroberten wieder verloren ging, als Folge des Siebenjährigen und der Napoleonischen Kriege Amerika, als Folge des Weltkrieges Asien und Ozeanien. Nominell haben in beiden europäische Mächte noch Besitzungen, aber sie werden sie auf die Dauer gegen den asiatischen Druck kaum halten können.

So bleibt für die koloniale Betätigung nur Afrika. Auf Afrika aber machen nicht nur die „jungen“ unbefriedigten europäischen Nationen Anspruch, wie Italien, Deutschland und Polen, von denen das erstere heute das letzte noch freie Stück sich genommen hat, sondern im Grunde auch die arabische und indische Welt, die ältere Ansprüche geltend machen können als Europa. Kultur und Religion Nord- und zu einem erheblichen Teile auch Ostafrikas sind heute noch asiatisch. Da überdies die *beati possidentes*, die alten Kolonialmächte nichts von ihrem Besitz abgeben wollen, so erscheint die ganze Kolonialfrage ziemlich problematisch, der gordische Knoten der verschiedenen Ansprüche nur mit dem Schwerte lösbar.

Trotzdem wird sich die Neuverteilung der Erde wenigstens teilweise friedlich durchführen lassen, ohne daß die Staatslenker zur *ultima ratio* greifen müssen, und zwar einfach durch den Druck der übervölkerten auf die leeren Räume.

Diese Neuverteilung wird sich in der Form von Imperienbildung vollziehen. Meiner Ansicht nach ist die koloniale Epoche vorüber. Das nationale Gefühl ist heute so stark, daß Angehörige keiner Nation ein „Kolonialvolk“ sein wollen, einerlei welcher Rasse oder Farbe sie angehören.

Aus dieser Erkenntnis heraus hat ja Großbritannien allen oder fast allen seinen

Kolonien Selbstverwaltung gegeben. Man übersieht immer wieder, daß die großen Dominien völlig unabhängige Staaten sind. Aber auch in den kleineren Kolonien wie Südrhodesien oder Kenya ist das Selbstgefühl der Siedler außerordentlich stark. Sie fühlen sich mindestens ebenso sehr als Afrikaner wie als Briten und möchten sich jedenfalls von der Heimat möglichst wenig in ihre Angelegenheiten hineinreden lassen.

Wie stark aber das Nationalgefühl fremdrassiger Völker ist und ihre Abwehr gegen europäische Herrschaft, dafür sind Irak und Syrien zwei sprechende Beispiele. Weder England noch Frankreich konnten die ihnen als Siegesbeute des Weltkrieges zugeteilten Mandate auf die Dauer halten. Die dafür einzusetzenden Kräfte wären jedenfalls in keinem Verhältnis zu dem zu erzielenden Vorteil gestanden.

Was können wir also machen, vor allem wir Deutschen, auf unserem viel zu engen Raum. Ehe auf diese Frage eingegangen werden kann, müssen wir zunächst die gesamte Welt auf ihre kolonialen Möglichkeiten prüfen.

Dabei scheidet Amerika aus. Leider! Amerika ist heute die Neue Welt, die sich von der Alten gelöst hat. Amerikas Räume, Amerikas Reichtum stehen uns nicht mehr zur Verfügung. Was das heißt, das haben wir uns im Grunde noch gar nicht klargemacht. Wie lange ist es her, daß ein europäischer Staatsmann sagen konnte, der eigentliche Reichtum Europas sei Amerika? Für uns älteren war Amerika wenigstens noch ein offenes Land, das Europas überschüssige Waren und Menschen willig aufnahm. Ist man sich bewußt, was es bedeutete, daß Europa vor dem Kriege Jahr für Jahr eine Million Menschen an Amerika abgab?

Die offenen Tore jenseits des Atlant fielen nacheinander zu. Der Norden des Kontinentes ging voran, der Süden folgte. Als ich in den Jahren 1919 bis 1921 die lateinamerikanischen Republiken bereiste, da fragte man noch allerorten nach deutschen Einwanderern. Als ich 1935 in Mittelamerika war, da ließ man nicht einmal mehr ein deutsches Dienstmädchen herein, und die Lehrer an den deutschen Schulen, die Angestellten deutscher Häuser, mußten Mexikaner werden, wollten sie nicht des Landes verwiesen werden.

Ja, Amerika hat sich von Europa restlos gelöst. Die paar Besitzungen, die europäische Mächte noch rings um das Karibische Meer haben, zählen nicht. Sie werden auf die Dauer auch nicht zu halten sein.

Nun hält Europa freilich noch mit Kanada einen gewaltigen Teil des amerikanischen Kontinentes. Aber das ist Täuschung. Kanada ist zwar ein Glied des Britischen Imperiums. Aber einmal ist das Empire nicht mehr ohne weiteres mit Europa gleichzusetzen, sondern ein Ding für sich, und zum andern wird Kanada trotz seiner Zugehörigkeit zum britischen Weltreich immer mehr ein amerikanischer Staat. Selbst wenn es auf die Dauer der Anziehungskraft des großen südlichen Nachbarn widerstehen sollte, so wird es doch nichts tun, Europas Nöte zu erleichtern. Kaum ein anderes Land, nicht einmal die USA. sperrt sich so unbedingt

gegen europäische Einwanderer wie Kanada. Und dabei wäre dort noch so unendlich viel Platz, und Kanada hätte von einer neuen, verstärkten Einwanderung nur Vorteil. Allein, was soll Europa machen, wenn nicht einmal England sein größtes Dominium zwingen kann, ihm seine Arbeitslosen abzunehmen? Da Amerika auch nicht unter der Drohung eines farbigen Volkes steht, so bleibt Europa nichts anderes übrig, als von dem undankbaren Tochterkontinent abzulassen und zu schauen, wie es sich allein weiterhilft.

Anders stehen die Dinge mit Australien. Australien ist einstweilen der „unvollendete Kontinent“, d. h. eine große leere Insel. Den Australiern schwebte wohl vor, aus ihrem Erdteil ein zweites Amerika zu machen, d. h. Boden wie Bodenschätze für sich zu behalten. Darum sperrten sie gleichfalls die Einwanderung. Allein Amerika kann sich das leisten, Australien nicht. Die sechs Millionen Australier haben auf die Dauer nur die Wahl, ob sie freiwillig weiße Siedler in ihr Land lassen wollen oder gezwungen gelbe.

Eigentlich sollte sie das Schicksal Ozeaniens schrecken; allein Völker erkennen nun einmal oft genug ihre wahre Lage erst, wenn es zu spät ist. Vor dem Kriege spielten die Deutschen im gesamten Pazifik eine hervorragende Rolle, und zwar nicht nur im westlichen, wo sie ihre Kolonien hatten. Sogar in Hawaii war die erste Pflanzungs- und Handelsfirma deutsch. Deutsche Händler saßen auf jeder Insel, jedem Riff. In Tonga waren sie ebenso zu Hause wie in Tahiti, auf den Solomonen wie den Fidjiinseln, den Hebriden oder Neu-Kaledonien. Darum hallte auch ganz Australien von der „deutschen Gefahr“ wider, und wenn dieses Dominium mit solcher Begeisterung ins Feld zog und alles Deutsche so erbittert bekämpfte, so, weil man glaubte, um Australiens Sicherheit willen die „deutsche Drohung“ vernichten zu müssen.

Heute hätte man die Deutschen gerne wieder zurück. Es ist überaus bezeichnend, daß heute in Australien, auf Neuseeland, im ganzen Pazifik Stimmen laut werden, man solle den Deutschen ihre Kolonien wieder geben und ihnen wenigstens zum Teil wieder zu ihrer Vorkriegsstellung im Südmeer verhelfen.

Ich schrieb vor vielen Jahren in der „Erwachenden Sphinx“, wenn wir in der Kolonialfrage nur lange genug warteten, bekämen wir unsere Kolonien umsonst wieder, ja unter Umständen noch etwas drauf. Diesem Zeitpunkt nähern wir uns heute.

Allerdings zeigt gerade das ozeanische Beispiel, daß man die koloniale Frage nicht für sich betrachten kann, sondern, daß sie auf das engste mit allen weltpolitischen Problemen verknüpft ist, und daß Unbesonnenheit in ihr unsere außenpolitische Lage unter Umständen untragbar belasten kann.

Unsere Rückkehr in den Pazifik als Kolonialmacht würde unser Verhältnis zu Japan unheilbar stören. Die Japaner sind ein Volk, das uns in vieler Hinsicht besonders nahesteht. Nicht umsonst heißen sie die „Preußen des Ostens“. Ihre Freundschaft kann unter Umständen zu wertvoll für uns sein, als daß wir sie

leichtsinnig aufs Spiel setzen sollten. Wir haben es einmal ja bereits getan, als wir im Frieden von Schimonoseki völlig überflüssigerweise gegen die Einverleibung Liau-tung's protestierten. Wir haben diese Unbesonnenheit mit Japans Gegnerschaft während des Weltkrieges teuer bezahlt.

Im ganzen Pazifik sind heute die Japaner an die Stelle der Deutschen getreten. Sie breiten sich nur ein wenig vorsichtiger und geschickter aus als wir. Sie reden nicht nur nicht von Annexionen, sondern sie vermeiden sogar die Anlage von Handelsniederlassungen. Zunächst beschränken sie sich darauf, alle vorhandenen Geschäfte mit billigen und guten Waren zu überschwemmen. Ich sage ausdrücklich mit „guten“. Nichts ist bedenklicher, als die japanischen Waren mit den Worten „billig und schlecht“ abzutun. Kein japanischer Händler behauptet, daß die photographischen Kameras, die er auf Samoa oder Tahiti für 50 Pfennig verkauft, das gleiche leisten wie die deutschen oder amerikanischen für ebensoviel Mark. Aber sie leisten für ihr Geld erstaunlich viel. Und das gleiche gilt für japanische Stoffe, kurz alles, was die freundlichen kleinen gelben Männer verkaufen.

Auf diese Weise machen sie sich und ihre Waren im ganzen Pazifik unentbehrlich bei den Eingeborenen sowohl wie bei den Weißen. Ein großes amerikanisches Handelshaus in Apia auf Samoa, das vor wenigen Jahren noch ausschließlich amerikanische und englische Waren vertrieb, führt heute zu 80 Prozent japanische. Interessanterweise werden diese übrigens durch eine britische Kommissionsfirma in Kobe besorgt. Japan verfügt über viele Wege, um zum Ziel zu kommen. Dies eine Beispiel ließe sich durch den ganzen Pazifik beliebig vermehren. Sogar die allmächtige britische Handelsfirma Burns Philp hat sich dazu bequemen müssen, japanische Waren zu führen.

Dem japanischen Händler folgt der japanische Angestellte, der japanische Siedler. Neben der japanischen Durchdringung des Pazifik geht eine chinesische einher. Der Kleinhandel liegt mehr und mehr in chinesischen Händen. Die Ostasiaten vermischen sich mit den Eingeborenen, und es entsteht eine ozeanisch-asiatische Mischrasse, der die Zukunft des Pazifik gehören wird. Der Rückzug Amerikas von den Philippinen, auf denen sich die Japaner in der gleichen Weise festsetzen wie auf allen Inseln des Südmeeres, ist ein deutliches Zeichen, wie die stärkste weiße Macht die Lage ansieht, und daß sie es vorzieht, Verwicklungen aus dem Wege zu gehen.

Was sich für die weiße Rasse im Pazifik halten läßt, ist einmal die amerikanische Vorpostenstellung auf Hawaii, zum anderen Australien und Neuseeland. Neuguinea ist schon zweifelhaft. Und selbst Australien wird nur dann ein weißer Kontinent bleiben, wenn er rechtzeitig wieder für erneute weiße Einwanderung geöffnet wird. Es geht da nicht nur um Schicksal und Zukunft des Britischen Empire, sondern bis zu einem gewissen Grade um Stellung und Lebensstandard der europäischen Völker.

Unsere europäische Übervölkerung bedingt genau so eine Ausdehnung über den

Rahmen unserer Räume hinaus wie die ost- und südostasiatische. Mit Asien muß sich Europa über den noch vorhandenen Freiraum der Erde auseinandersetzen, so oder so, friedlich oder mit den Waffen. Darum kommen wir nicht herum.

Daraus folgt, daß wir uns rechtzeitig über die beiderseitige Abgrenzung verständigen müssen. Wir müssen uns klar sein, welche Gebiete können wir aufgeben, welche müssen wir aufgeben, welche müssen wir unter allen Umständen halten. Wenn ich „wir“ sage, gilt das für Deutschland, solange es selber noch nicht wieder Kolonialmacht ist, lediglich theoretisch, aber letzten Endes geht es uns trotzdem heute bereits an.

Was die Räume anbetrifft, so glaube ich kaum, daß sich Südostasien für Europa restlos halten lassen wird, schon gar nicht, wenn die Amerikaner nicht mitmachen und sich endgültig von den Philippinen zurückziehen. Das gilt von Hinterindien wie von den Sundainseln. Hier wird man vor dem asiatischen Bevölkerungsüberdruck weichen müssen.

Ein Kapitel für sich ist Vorderindien. Ob dieses heute bereits endgültig verloren ist, läßt sich schwer sagen. Das aber kann man sagen, daß es bei Beibehaltung der bisherigen Methoden des Britischen Reiches bestimmt früher oder später entgleiten wird. Natürlich läßt sich Indien heute nicht mehr als Kolonie verwalten, allein ein westlichen Vorbildern nachgeahmter Dominien-Status ist ein ebenso sicherer Weg zum endgültigen Verlust.

Und damit sind wir bei der entscheidenden Frage. Was hat an die Stelle der alten kolonialen Methoden, ja der kolonialen Idee, zu treten, um den europäischen Völkern den Raum, den sie über die Grenzen ihres eigenen Kontinentes hinaus lebenswichtig benötigen, zu sichern. Daß dies nicht mit Gewalt und Macht allein geht, ist klar. Gewalt ohne eine sie tragende Idee erobert nichts auf die Dauer. Die europäischen Völker hätten sich niemals derart über die Erde ausgebreitet, wären sie nicht von ihrer Missionsaufgabe erfüllt gewesen.

Die religiöse Idee als koloniale Triebfeder ist tot, die humanitäre hat versagt, hat vielfach die unterworfenen Völker erst zum Aufruhr angestiftet und befähigt. Was läßt sich an ihre Stelle setzen?

Ich glaube, daß Europa von Asien und Amerika lernen müssen. Wenn die Vereinigten Staaten ihre Kolonien oder kolonieähnlichen Gebilde eine nach der andern aufgeben, nach Kuba die Philippinen, nach den Philippinen Puerto Rico, wenn sie aus Haiti wie aus Nicaragua wieder herausgehen, so bedeutet das nicht das Aufgeben von Herrschaftsansprüchen, sondern ihre Umbildung. Amerika erkennt, daß der unter dem ersten Roosevelt begangene Weg des Kolonialreiches nach europäischem Vorbild eine Sackgasse war. Nicht Kolonialreich darf es heißen, sondern Imperium. Für ein solches aber muß man die künftigen lateinisch-indianischen Teile erst reifmachen.

Einen ähnlichen Weg versuchte ja auch England bei der Umbildung des Empire

zum Commonwealth of Nations, nur daß es den Fehler machte, das Vorbild der parlamentarischen Demokratie kritiklos auf alle Rassen und Völker auszudehnen, und daß es zweitens übersah, daß Idee ohne Macht oder vielmehr ohne den Willen, diese Macht nötigenfalls rücksichtslos einzusetzen, auf die Dauer ebensowenig lebensfähig ist wie die Macht ohne Idee. Stellt man einen Herrschaftsanspruch um einer Idee willen auf, so darf man von Anfang an nicht den geringsten Zweifel daran aufkommen lassen, daß man ihn rücksichtslos gegen jeden aufrechtzuerhalten entschlossen ist. Wie man das machen muß, das hat Italien im Abessinienkonflikt gezeigt. England aber hat das unterlassen, vor allem in Indien, wo verschiedentlich energisch hätte durchgegriffen werden müssen, ohne Rücksicht auf das Geschrei, das darüber in humanitären Kreisen des eigenen Landes entstanden wäre. Gerade um der Humanität willen ist unter Umständen unerbittliche Strenge und Härte unvermeidlich. Werden die Engländer aus Indien hinausgedrängt, so reißen dort ähnliche Zustände ein wie in China nach dem Sturz der Mandschudynastie, ebensoviel Grauen, ebensoviel Elend. Die Briten, die Indien verwalten, besser als die Mongolenkaiser, die sie ablösten, haben also eine sittliche Berechtigung, ja eine moralische Verpflichtung, ihre Herrschaft nötigenfalls auch mit Gewalt gegenüber Elementen aufrechtzuerhalten, von denen feststeht, daß sie nicht in der Lage sind, etwas Besseres und Gerechteres an ihre Stelle zu setzen. Daß das aber nur geht, wenn man Indien gibt, was Indien gebührt, daß man indische Kultur wie indische Lebensformen als den europäischen grundsätzlich Gleichwertiges anerkennt, ist ebenso selbstverständlich.

Damit aber tritt an die Stelle des Kolonialreiches, das unterworfenen und beherrschte Völker „erziehen“ und auf die kulturelle Höhe des Herrenvolkes „hinaufführen“ will, das Imperium, das sie in all ihrer Eigenart als ein Teil des gemeinsamen Reiches ansieht, der an sich gleichberechtigt ist, sich aber um der Idee und des Zusammenhaltes willen der Führung des Herrenvolkes oder der Herrschicht unterordnet, die selbstverständlich diese Herrschaft nicht mißbrauchen dürfen.

Derart waren die Weltreiche des Altertums. Derart war auch das alte China, das Himmlische Reich. Dieses vereinigte eine Vielfalt der verschiedenartigsten Völker verschiedenster Sprache, Rasse und Religion unter einer gemeinsamen moralischen Idee, die Ausdruck und Symbol in der allen gemeinsamen Schrift fand und ihre Krönung und religiöse Verankerung im Gottkaiser.

Die Idee des Gottkaisers erlebt heute eine Erneuerung im Tenno, dem japanischen Herrscher, wie überhaupt Japan versucht, sein nach dem Vorbild der europäischen Mächte erworbenes Kolonialreich in ein Imperium umzubilden, das nicht nur durch die Macht der japanischen Armee und Flotte zusammengehalten wird, sondern gleicherweise durch eine Idee, die von allen Teilen und Völkerschaften, die unter dem Banner der aufgehenden Sonne vereinigt sind, anerkannt wird.

Diese Idee ist die panasiatische, und die Gegnerschaft gegen die europäische

Vorherrschaft und Bedrückung. Nur mit ihrer Hilfe ist Japans Politik auf dem asiatischen Festland möglich. Der Widerstand gegen Japan in China wäre viel größer, ja, er wäre unüberwindlich, arbeitete der Japaner nicht mit dem Schlachtruf „Asien den Asiaten!“

Ein ähnliches Imperium bildet die Sowjetunion. Unter dem Zaren gab es ein europäisches und ein asiatisches Rußland. Das letztere war Kolonie. Die Bolschewiken machten aus beiden ein Imperium. Dieses wird zusammengehalten, einmal durch die eisernen Klammern der bolschewistischen Gewaltherrschaft, die bereits den Gedanken an Auflehnung mit dem Tode bedroht, zum andern aber nicht weniger durch die Idee, die man allen beherrschten Völkern einzuimpfen sucht. Man hat ihnen zum mindesten die Fiktion der nationalen Freiheit und Unabhängigkeit gegeben.

Diese Feststellung mag denen, die noch immer an einen Zusammenbruch der bolschewistischen Herrschaft glauben, nicht angenehm klingen. Allein das entbindet jene, die Sowjetrußland und vor allem Sowjetasien aus eigener Anschauung kennen, nicht von der Verpflichtung, sie zu machen. Es war noch immer ein schwerer Fehler, einen Gegner zu unterschätzen. Und die Sowjetunion ist ein furchtbarer Gegner, nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas.

Sie ist heute ein um so furchtbarer, weil sie in so überaus geschickter Weise als europäische und demokratische Macht getarnt ist, die vorgibt, kein anderes Ziel zu kennen als den „unteilbaren Frieden“, was in der Praxis auf den „unteilbaren Krieg“ hinauslaufen mag, den neuen Weltkrieg.

Das heutige Rußland ist ein so furchtbarer Gegner, weil es eine Europa grundsätzlich feindliche asiatische Macht ist, die es verstanden hat, sich als angeblicher Freund und Bundesgenosse in das Herz Europas einzuschleichen. In Amerika wie in Asien bilden sich gewaltige Zukunftsimperien. Im Herzen des europäischen Imperiums aber, dessen wir zur Sicherung des Friedens so dringend benötigten, sitzt der Wurm. Über die Tschechoslowakei hat er sich bis nach Paris hin durchgefressen. Ja, seine Wirkung reicht bis London. Bei meiner letzten Englandreise im Frühling dieses Jahres wiesen nicht nur Angehörige der Labour Party, sondern durchaus „bürgerliche“ Briten mir gegenüber immer wieder darauf hin, daß doch alle deutschen Friedensangebote wertlos wären, wenn sie nicht Rußland einschlossen, und daß die Bolschewiken als gleichberechtigte Partner zur europäischen Völkerfamilie gehörten, ohne die keine Stabilisierung unseres Erdteiles möglich wäre.

Es ist im Grunde erschreckend, welche Verwirrung über den Begriff Europa eingerissen ist und in welchem Maße sich dieser Erdteil, der einst die Welt beherrschte, sich heute von den Vertretern wie den Ideen der andern Kontinente beeinflussen und in seine eigenen Angelegenheiten hineinreden läßt, ohne es überhaupt zu merken. Während die europäischen Mitglieder des Völkerbundes in

amerikanischen Fragen nichts zu sagen haben, weil er zu solchen so gut wie niemals zugezogen wird, oder wenn man ihn zuzieht, nicht auf ihn hört, reden die Vertreter der kleinsten amerikanischen Republiken in europäische Angelegenheiten hinein. Einer Konferenz, die sich mit rein europäischen Fragen befaßt, sitzt ein Südafrikaner oder Argentinier vor, und kein Europäer nimmt Anstoß. Den Vorsitz auf der Konferenz von Montreux, die sich mit der Wiederbefestigung der Dardanellen befaßt, führte ein Australier. Und Japan, das klipp und klar erklärt hat, daß in ostasiatischen Gewässern europäische Mächte nichts zu sagen haben, verlangt, ohne daß sich eine europäische Macht dagegen empört, daß japanische Schiffe in den Dardanellen die gleichen Rechte haben müssen wie die Anrainer des Schwarzen Meeres und die Mittelmeeremächte.

Das gehört nur scheinbar nicht zur Kolonialfrage. In Wirklichkeit steht und fällt diese mit dem europäischen Bewußtsein. Nur wenn sich, zunächst wenigstens in Vorstellung und Idee ein europäisches Imperium bildet und dieses seine Interessenszone klar abgrenzt, wird Europa in dem anhebenden Wettlauf der Kontinente um den Raum wie um die Güter der Erde nicht auf der Strecke bleiben.

Das ist freilich nicht möglich, solange das französisch-bolschewistische Bündnis andauert. Mit ihm setzt Frankreich die gleiche bedenkenlose Politik fort — um ein mildes Wort zu gebrauchen — wie unter Ludwig XIV., der sich mit der Türkei, dem Erzfeind der Christenheit, verbündete, als sie zum Angriff auf das Herz Europas ansetzte, nur um dem bedrängten deutschen Nachbarn ein paar Stücke aus dem Fleisch zu reißen. Daß und wie damals Straßburg französisch wurde, ist eine europäische, keineswegs nur eine deutsche Angelegenheit.

Diese europäische Gesamtsituation und ihre unerhörte Verwicklung und Gefährdung durch die Einbeziehung einer asiatischen Macht in die intimsten europäischen Beziehungen wird man bei keiner Beurteilung des Kolonialproblems aus den Augen lassen dürfen. Die Frage, ob und wann Kolonien, wird von hier aus mitbestimmt.

Die Konsolidierung Europas und die Sicherung des europäischen Friedens ist eine Frage, die alle andern an Wichtigkeit übertrifft, und die die gesamten materiellen und seelischen Kräfte des deutschen Volkes in Anspruch nimmt. Trotzdem kann die koloniale Frage nicht aufgeschoben werden. Die Möglichkeit, unter Umständen die Notwendigkeit, wieder Kolonien zu übernehmen, kann so plötzlich an uns herantreten, daß wir uns nicht früh genug darauf einstellen können, und zwar auf die Vorteile wie die Gefahren erneuter kolonialer Betätigung wie vor allem auf eine große koloniale Idee und ein nationalsozialistisches Kolonialprogramm.

Die koloniale Propaganda hat bisher in erster Linie mit materiellen Gründen gearbeitet, und zwar mit der altbekannten Dreierheit des Rohstoffbezuges, des Absatzmarktes wie des Siedlungslandes. Ich habe mich mit diesen Gründen bereits im Maiheft der Geopolitik 1933 auseinandergesetzt und damals ausgeführt, daß sie

allein nicht stichhaltig sind, daß unser neues koloniales Wollen nicht in erster Linie auf materiellen Motiven beruhen dürfe, sondern auf ideellen, daß wir um seelischer Impulse willen nach Kolonien streben müssen.

Bei aller kolonialen Propaganda handelt es sich ja nicht nur darum, das deutsche Volk für den kolonialen Gedanken zu gewinnen, sondern die Welt von der Berechtigung und darüber hinaus von der Nützlichkeit, ja Notwendigkeit deutscher kolonialer Betätigung zu überzeugen. Wenn wir wieder Kolonien haben wollen, genügt es nicht zu sagen: wir müssen Kolonien haben, weil wir sie brauchen, sondern wir müssen erklären, daß wir nicht beabsichtigen, uns der gemeinsamen europäischen Front gegenüber der farbigen zu entziehen. Und wir glauben doppelt, uns dieser Verpflichtung nicht entziehen zu dürfen, weil wir aus unserer nationalsozialistischen Weltanschauung heraus die Eingeborenen zu ihrem vollen Rechte kommen lassen können.

Die dumme Kriegslüge von den deutschen Grausamkeiten in den Kolonien und der Unfähigkeit der Deutschen zu kolonisieren, glaubt ja heute kein Mensch mehr. Um die zu widerlegen, brauchten wir unsere Kolonien nicht zurück. Nein, wir müssen weitergehen und sagen: ein Volk, das eine derartige koloniale Befähigung an den Tag legte, daß seine Eingeborenen ihm noch die Treue bewahrten, als es bereits restlos geschlagen war und die letzten noch kampffähigen Truppen den Boden der Kolonien verlassen mußten, ein solches Volk von kolonialer Betätigung auszuschließen, kann sich Europa in einer Zeit wie der gegenwärtigen einfach nicht leisten, wo der äußerste Einsatz nötig ist, die europäische Vorherrschaft, unter Umständen sogar die europäische Gleichberechtigung zu schützen. Die Kolonialfrage ist eine gesamteuropäische Angelegenheit, nicht etwa nur der einzelnen Mächte, und somit kann sich Deutschland als das Herz Europas, selbst wenn es wollte, nicht von ihr ausschließen.

Da Europa heute aber lediglich ein geographischer Begriff ist und noch weit von der Einheit entfernt, die es rechtzeitig bilden muß, will es von den übrigen Kontinenten nicht überrannt werden, so müssen wir einstweilen unseren kolonialen Anspruch gegenüber den Mächten durchsetzen, die ihm noch widerstreben. Das ist in erster Linie Frankreich.

In England ist zwar von Regierungsseite erklärt worden, daß England nicht daran dächte, eine seiner Kolonien oder Mandate aufzugeben, allein gerade diese Erklärung beweist, wie stark die Strömung im Lande bereits ist, die Deutschland um Englands willen wieder unter den Kolonialmächten sehen will.

Ich habe vor vielen Jahren bereits geschrieben, daß es im britischen Weltreich Stimmen gibt, die dafür eintreten, daß Deutschland wieder Kolonien erhält. Ich glaube auf Grund meines letzten Londoner Besuches konkreter sprechen zu können: ich glaube, daß wir in absehbarer Zeit mit der Rückgabe von Tanganyika, unserer ehemaligen Kolonie Deutsch-Ostafrika, rechnen können. Ich möchte einschränkend

jedoch hinzufügen, daß dieser Glaube auf rein persönlichen Eindrücken beruht und jeder amtlichen Grundlage entbehrt.

Die Rückgabe unserer ehemaligen deutschostafrikanischen Kolonie könnte allerdings durch Widerstand von zwei Seiten verhindert oder zum mindesten verzögert werden. Die eine besteht aus den britischen Pflanzern der Kenyakolonie, die andere möglicherweise aus der Südafrikanischen Union. Den Einwänden, die von diesen beiden Seiten erhoben werden können, muß daher rechtzeitig und wirkungsvoll entgegengetreten werden.

Die Kenyapflanzer sind eine sympathische, aber schwierige Gesellschaft. Sie sind britischer als die Briten selber, auf der andern Seite aber rasch bei der Hand, gegen das britische Mutterland aufzutreten, sogar mit der Waffe in der Hand, wenn dieses nicht so will wie sie. Es war schon einmal nahe daran, daß sie loschlügen, jedenfalls waren alle Vorbereitungen getroffen und eine revolutionäre militärische Organisation geschaffen. Damals handelte es sich um die Zulassung von Indern auf das Hochland von Britisch-Ostafrika. Dieses Hochland ist ein ideales Siedlungsland für Weiße, und darum wollen die Kenyapflanzer Inder von dort ausgeschlossen wissen. Die Londoner Regierung aber muß Rücksichten auf ihre indischen Untertanen nehmen, und so bildet die Frage der Zulassung der Inder zum Hochland eine Quelle ständiger Reibereien.

Die Kenyapflanzer erblicken in ihrem Hochland die Thermopylen eines weißen Afrika. Unsere Sache muß es daher sein, sie davon zu überzeugen, daß wir ihnen in Tanganyika nicht in den Rücken fallen würden, sondern im Gegenteil ihren Rücken decken.

Das gleiche gilt von Südafrika. Die Südafrikaner haben eine beinahe krankhafte Furcht davor, eine europäische Kolonialmacht könne sie mit einem schwarzen Heere bedrohen. Dieser Angsttraum befällt sie sogar vor dem Kongostaat, hinter dem das kleine Belgien steht. Er ist erst recht lebendig geworden, als die Italiener Abessinien besetzten, obgleich dieses doch, weiß Gott, weit genug von der Grenze der Südafrikanischen Union entfernt ist. Sollten aber in den Südafrikanern ähnliche Befürchtungen vor einem an Deutschland zurückzugehenden Ostafrika aufsteigen, so würden sie das ganze Empire in Aufruhr bringen, um das zu verhindern. Sie haben ohnehin die stete Sorge, wir könnten eines Tages Südwestafrika zurückfordern.

Und damit sind wir bei einem zweiten überaus schwierigen Punkt: Die Union würde auf keinen Fall in die Rückgabe von Südwest willigen. Ja, der bloße Versuch dazu würde sie wahrscheinlich bereits dazu führen, sich auch gegen die Wiedererstattung von Deutschost mit Händen und Füßen zu sträuben.

Nun ist die Schwierigkeit, daß gerade Südwest den meisten Deutschen besonders ans Herz gewachsen ist. Begreiflicherweise, ein Kind, um das man sich am meisten gesorgt, das einem am meisten gekostet, liebt man in der Regel am heißesten. Wir lieben Südwest um all des Schweißes und des Blutes willen, das dafür ge-

flossen ist. Aber es wäre bedenklich, würden wir mit den Südafrikanern aneinander geraten, zumal sie so ziemlich die einzigen Weißen in Afrika sind, die unseren Standpunkt in der Rassenfrage restlos teilen. (In der Südafrikanischen Union stehen seit vielen Jahren die schwersten Strafen auf jeglichen Verkehr zwischen Weiß und Farbig.) Wir sind also aufeinander angewiesen, und wir müssen mit ihnen zusammenarbeiten, wenn wir in Afrika wieder kolonisatorisch tätig sein wollen. Wir müssen uns daher mit ihnen verständigen, und dafür wird sich auch ein Weg finden lassen.

Aus all dem ergibt sich bereits, daß die Rückkehr Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte nur mit Zustimmung und Einwilligung Englands möglich ist, nicht mit einer abgepreßten, sondern einer freiwillig, aus der Überzeugung heraus gegebenen, daß das Wiedererscheinen der deutschen Flagge in Afrika im englischen Interesse liegt, daß sie keine Bedrohung, sondern eine Stützung des Empires bedeutet. Diese Ansicht wird man freilich bei der gegenwärtigen britischen Regierung nicht finden, aber im Volk ist sie vorhanden, und sie nimmt zu. Wenn nicht bereits die nächste, so sicher die übernächste Regierung wird sich diese Volksmeinung zu eigen machen und zu einer Verständigung mit Deutschland gelangen.

Diese Verständigung bildet nicht nur die Voraussetzung für jede erneute deutsche koloniale Tätigkeit, sondern man kann mit einiger Übertreibung beinahe sagen, sie ist die Vorbedingung für die Fortsetzung jeder europäischen Kolonialpolitik überhaupt. Jedenfalls wird das Britische Empire dem wachsenden Druck, dem es in Asien ausgesetzt ist, nur dann standhalten, wenn es in Europa den Rücken frei hat, oder wenn vielmehr Europa in England seinen Vorposten in der Welt sieht, den es im eigenen Interesse decken muß.

Diese Gedankengänge eilen freilich der Zeit voraus, selbst in England wird man nur in vereinzelt Kreisen Verständnis dafür finden, Frankreich aber ist noch in keiner Weise dafür reif. Frankreich muß die antieuropäischen Kräfte, die es aus Syrien hinausdrängen, erst noch in seinen andern afrikanischen Besitzungen zu spüren bekommen, um der Notwendigkeit einer weißen Front bewußt zu werden und seinen Widerstand gegen die Rückgabe der Kolonien an Deutschland aufzugeben. Diese Gegnerschaft ist einstweilen noch derart stark, daß die Möglichkeit der Wiedererlangung von Togo und Kamerun zunächst ausscheidet. Selbst gegen die Rückerstattung des kleineren britischen Anteiles würde die französische Republik den schärfsten Protest einlegen.

So bleibt als einzige praktische Aussicht die Hoffnung auf die Rückgabe von Ostafrika. Selbst dafür werden wir alle Kräfte und Willensimpulse einsetzen und uns dabei bewußt bleiben müssen, daß Kolonialpolitik nicht für sich stehen darf, daß Kolonien kein Ziel sind, das gesondert oder gar um jeden Preis angestrebt werden kann, sondern daß alle Bestrebungen, die auf erneute koloniale Tätigkeit abzielen, sich unserer großen außenpolitischen Linie ein- und unterordnen müssen.

Erst kommt unsere europäische Lage, dann diese nochmals, und erst wenn sie es restlos erlaubt, werden wir an die koloniale Arbeit gehen können.

Auf der andern Seite dürfen wir freilich auch nicht zu ängstlich sein. Wollten wir mit der Aufnahme praktischer Kolonialpolitik warten, bis Europa restlos neu geordnet und gefestigt ist, so würden wir wahrscheinlich nie dazu kommen. Und es ist wichtig, daß wir der Welt möglichst bald zeigen, was das nationalsozialistische Deutschland als Kolonisator leistet, und zwar nicht allein um unseretwillen.

Soll das koloniale Problem nicht zur kolonialen Krise anwachsen, und der gesamte koloniale Besitzstand der europäischen Mächte nicht in Gefahr geraten, so müssen die Methoden der kolonialen Verwaltung und Ausnützung, die heute noch auf den Ideen und der Weltanschauung des 19. Jahrhunderts beruhen, eine zeitgemäße Änderung erfahren. Eine solche Änderung läßt sich jedoch nicht nur in der Theorie vertreten, sondern sie muß ihre Brauchbarkeit in der Praxis erweisen. Und dazu braucht Deutschland Kolonien, und wenn es zunächst nur eine einzige wäre. So schmerzlich eine solche Beschränkung auch den Kolonialenthusiasten erscheinen mag, die am liebsten gleich alle Kolonien wieder hätten, ohne Rücksicht auf die außenpolitischen Schwierigkeiten, die daraus erwachsen müßten, so hätte sie doch den einen Vorteil, daß wir unsere Kräfte nicht zersplittern und uns keinem Mißerfolg aussetzen.

Denn darüber dürfen wir nicht im Zweifel sein, so einfach ist die Rückkehr zur kolonialen Praxis nicht. Damit, daß die alten Beamten zurückkehren und die Verwaltung nach den alten bewährten Methoden wieder aufnehmen, ist es nicht getan. Seit dem Weltkrieg haben sich auch in Afrika die Verhältnisse grundlegend geändert. Wir haben dort, vor allem im ehemaligen Deutsch-Ostafrika, bei den Eingeborenen einen außerordentlichen Ruf. Ich war immer wieder erschüttert von der Anhänglichkeit der Schwarzen. Wie oft wurden wir angesprochen und gefragt, wann die Deutschen wiederkämen! Es kamen Eingeborene zu uns, die viele Meilen weit gelaufen waren, um bei uns Dienst zu nehmen, bloß weil sie gehört hatten, daß Deutsche da seien.

So beglückend nun dieses Vertrauen der Eingeborenen auch ist, so bedeutet es auf der andern Seite doch auch eine ungeheuer schwierige Aufgabe, es nicht zu enttäuschen. Vor allem muß man sich klar sein, daß die ersten Wochen einer neuen deutschen Verwaltung die entscheidenden sein würden, und daß in ihnen begangene Mißgriffe sich später nur schwer wieder gutmachen ließen.

Denkt man all die sich aus einer Wiederaufnahme kolonialer Tätigkeit praktisch ergebenden Fragen durch, so erkennt man, wie wenig wir im Grunde auf eine nationalsozialistische Kolonialpolitik vorbereitet sind. Es kann einer ein ausgezeichneter Kolonialpraktiker sein und ein vorbildlicher Nationalsozialist, aber damit braucht er noch kein nationalsozialistischer Kolonialfachmann sein. Dazu ist nicht nur koloniale Erfahrung und nationalsozialistische Gesinnung nötig, sondern schöp-

ferisches Denken, die große nationalsozialistische koloniale Idee, die gleichzeitig eine Weltidee ist, mit der wir den übrigen Völkern, insbesondere jenen, die wir zu kolonisieren beabsichtigen, nicht nur als Fordernde und Nehmenwollende, sondern von vornherein auch als Gebende gegenüberreten.

Diese Idee liegt im nationalsozialistischen Gedankengut, aber sie muß gewissermaßen erst noch herausgehoben und kristallisiert werden, so daß unsere Gegner nicht an ihr deuteln und sie als Waffe gegen uns benützen können, um unsere koloniale Tätigkeit von vornherein lahmzulegen und unser Verhältnis zu den Eingeborenen zu vergiften. Daß die nationalsozialistischen Glaubenssätze in der Rasenfrage dazu mißbraucht werden können, braucht bloß angedeutet zu werden.

Damit bin ich bei einem der beiden Faktoren wieder angelangt, von denen ich ausgegangen: dem Zusammenbruch der universalen Idee. Mittels dieser universalen Ideen, erst der christlichen und dann jenen der amerikanischen und französischen Revolution, hat der weiße Mann sich die Erde erobert. Heute haben sie sich gegen ihn gekehrt und sind drauf und dran, sein Werk zu zerstören. Man darf sich nicht scheuen, da unerbittlich klar zu sehen. Das Christentum ist in den Händen der Schwarzen zu einer Waffe gegen die Weißen geworden, zum mindesten in Amerika, teilweise aber bereits auch in Afrika.

Erst recht aber hat sich die Zivilisationsidee, wie sie sich aus der Gleichheitstheorie der amerikanischen und der französischen Revolution heraus gestaltete, gegen die weiße Herrschaft gewandt. Mit ihr wurden die Farbigen unterworfen und gewonnen. Aus ihr schöpfte man die moralische Berechtigung, sie zu beherrschen. Hob man sie doch aus ihrer Barbarei zur Höhe der Zivilisation hinauf. Gleichzeitig aber war das außerordentlich nützlich für das Geschäft; denn je mehr man die Farbigen zivilisierte, je mehr Bedürfnisse man ihnen anerzog, einen desto besseren Kunden gaben sie für die heimische Industrie ab. An die Zerstörungen, die man damit anrichtete, dachte man nicht.

An die Stelle des universalen Denkens beginnt das regionale Denken zu treten. Man fängt an, von dem Glauben abzulassen, an dem die Menschheit Jahrtausende hindurch gegangen, daß eine Religion, eine staatliche Ordnung, eine Lebensform, eine Art zu denken, die an sich beste sei, die man deshalb allen Menschen aufnötigen, wenn es nicht anders geht, sogar aufzwingen müsse. Statt dessen hebt man an einzusehen, daß die Formen des Lebens, Denkens und Handelns tausendfältig sind, und daß eine jede bestimmten Bedingungen des Blutes und des Bodens entspringt, und eine jede ihre Berechtigung hat. Dieses wahrhafte „*Suum cuique*“ ist der große humane, allmenschliche Gedanke des Nationalsozialismus, auf dem sich auch seine Kolonialpolitik wird aufbauen müssen. Aus ihm schöpfen wir die Berechtigung, ja die Verpflichtung des nationalsozialistischen Deutschland zu neuer kolonialer Arbeit und die Hoffnung auf ihr Gelingen.